

HB
Tur
84
3

Die
Gemeindechroniken
des Kantons Zürich.

III.
1905 und 1906.

Von Prof. E. Egli.

Separatabdruck aus der Neuen Zürcher Zeitung.



Zürich
Druckerei der Neuen Zürcher Zeitung
1907

Die
 Gemeindecroniken des Kantons Zürich
 zu den Jahren 1905 und 1906.

Von Prof. C. Egli.

Dieser dritte Bericht umfaßt die beiden Jahre 1905 und 1906. Die Gemeinden haben wir früher aufgezählt. Diesmal stehen einige noch aus, darunter größere, die aber noch einrücken werden. Neu sind hinzugekommen Neugst a. Albis, Benken, Grüningen und Rüti. Aus der letzteren, großen Gemeinde wurden wir gleich mit sieben Jahrgängen (1900—1906) überrascht; sie sind reichhaltig, der letzte auch illustriert mit stattlichem Plan des Dorfes, Photographien und Ansichtskarten. Diese Bildchen fristen meist ein kurzes Dasein und werden bald nur noch in der Gemeindecronik erhalten sein, zur Freude späterer Zeiten.

Die Arbeit der Chronisten verdient die wärmste Anerkennung. Es ist nicht jedermann gegeben, jahraus und -ein sich um die kleinen Vorgänge im täglichen Leben einer Gemeinde zu kümmern und sie schriftlich festzuhalten. Ohne angeborenen Sinn und Freude an der Sache wird man bald müde. Dazu sind vielerorts die Anforderungen an das Leben, an Amt und Beruf gestiegen, so daß mancher Chronist zuzeiten die Feder

lieber liegen ließe. Er darf das aber nicht; ohne Ausdauer bleibt er bald zurück. Und wie viel Unerwartetes kann dazwischen kommen und die Arbeit stören! Ein Geistlicher redet davon bei Einsendung seiner Chronik: „Der Krankenbesuche in der weitverzweigten Gemeinde waren bei der herrschenden Sterblichkeit so viele, die Wege in unseren Bergen bei drei bis vier Fuß Schnee so beschwerlich, daß man froh war, wenn man nur seinen Amtsgeschäften nachkommen konnte.“

Wir danken all den fleißigen Männern, die nicht müde geworden sind, und teilen aus ihren Arbeiten das wichtigste mit.

Vom Naturlauf.

Beide Jahrgänge werden als mehr oder weniger abnorm und wechselvoll, aber im großen und ganzen als nicht ungünstig geschildert.

Einige Urteile über 1905 lauten: „Mit diesem Jahr ist der Landwirt wohl zufrieden.“ „So viel und gutes Heu gab es noch nie, seitdem die Welt steht; auch die Getreideernte ist gut ausgefallen.“ „Es war ein Jahr der Ueberraschungen, zum Teil der Enttäuschungen.“ „Dieses Jahr kann weder den excellierenden noch den mißratenen, wohl aber denen beigezählt werden, die wieder einmal einen großen Teil der Hoffnungen, welche gern auf eifertig aufgebaute Wetterregeln gesetzt werden, vernichten.“ Ähnliche Sätze liest man für 1906. Namentlich wird aus weinbautreibenden Gegenden betont, die Jahreserträge können nur im Hinblick auf das Geraten der andern Kulturen als befriedigend bezeichnet werden.

Am günstigsten kamen jedenfalls die Gemeinden weg, wo der Verdienst aus der Industrie dem Ertrag aus der Landwirtschaft ergänzend zur Seite trat. Aus einer Gemeinde des Oberlandes wird gemeldet: „Das Jahr spuch 1906 einen schönen Mittelherbst machte, brauchte 1905 kann den guten Jahrgängen beigezählt werden.“

Die Landwirtschaft hatte gute Erträge, Gewerbe und Industrie nahmen einen mächtigen Aufschwung, die Fabriken besaßen langfristige Aufträge, viele mußten ihre Betriebe vergrößern; jedermann blickt mit Freuden in die Zukunft. Das Jahr 1906 gehörte in jeglicher Hinsicht zu den besten, was Landwirtschaft, Gewerbe und Industrie betrifft.“ Dagegen war in vielen Gegenden, wo der Landmann auf einen guten Herbst rechnen muß, der Ausfall groß und lauten die Klagen geradezu bedenklich. Wir müssen ihnen einzeln Gehör schenken.

In den ausgedehnten, vortrefflichen Weinberg von Töß ist die Reblaus derart eingebrochen, daß 1905 in 26 Herden gegen zehntausend Stöcke vernichtet werden mußten. „Nahe an hundert Parzellen mitten in den Reben liegen brach“. Zu 1906 heißt es dann: „Die Reblaus hat mächtig zugenommen; der ehemals so stolze Rebberg zeigt heute ein Jammerbild. In nicht ferner Zeit werden die Reben verschwunden sein und wird der geschätzte Tößer Wein der Vergangenheit angehören.“

Zu Reblaus und Brenner ist vielerorts eine dritte Krankheit hinzugekommen, der falsche Mehltau.

Stammheim berichtet zu 1906: „Die Reben standen verheißungsvoll, bis der falsche Mehltau alles vernichtete. Es gab Leute, die von allen ihren Reben keinen Korb voll Trauben bekamen.“ Beträgt der Erlös für Wein in guten Jahren 200,000 Franken, so dieses Jahr nur 3000. „Beide Stammheim zogen höchstens 50 Hektoliter Wein; die meisten Trotten wurden gar nicht geöffnet; einen so traurigen Herbst hat Stammheim seit 1817 nicht mehr erlebt. Es war ein Glück, daß es noch ziemlich Obst gab und Getreide, Futter, Kartoffeln und Gemüse wohl gerieten.“

Ähnlich lesen wir aus Trüllikon: „Der Hauptrebberg, einst der Stolz der Gemeinde, bietet einen betäubenden Anblick; ausgereutete Stücke erwecken den Eindruck einer absterbenden Kultur. Während Wildenman in Truttikon gar keinen Traubenwagen zu rüsten;

man konnte die wenigen Trauben in Tausen nach Hause tragen.“ „Aber, fragt der Chronist, was ist mit dem Roden geholfen? Wohl erspart man Arbeitskraft, aber für die Frauen, welche sich den Sommer über fast ausschließlich dem Rebwert widmeten, fehlt ein anderer Erwerbszweig völlig. Man muß ernstlich darauf trachten, eine neue Kultur, vielleicht Hopfen, oder eine Hausindustrie einzuführen.“

Aus B e n k e n dieselben Klagen. Seit 1900 seien die Weinjahre geringe oder ganz schlechte gewesen, Rebstücke auf der Gant spottbillig verkauft oder gar nicht abgesetzt worden, manche kleine Leute um ihr bescheidenes Vermögen gekommen. Ein Winzer brachte alle Trauben seines Rebberges in einen Sack hinein, wie man ihn beim Rehenlesen braucht. „Man wird jetzt die Reben viermal spritzen müssen. Der Mehltau ergriff nicht mehr wie früher hauptsächlich Blätter und Schosse, sondern die Beeren.“

Das sind Stimmen aus dem Weinland. Vom oberen Zürichsee sind sie nicht besser. R i c h t e r s w i l meldet schon zu 1905, auch die Reblauben an den Häusern, die man für sicher wähnte, werden von der Krankheit ergriffen. „Die Reben beginnen an unsern Ufern immer mehr zu verschwinden, um dem Wiesenbau Platz zu machen. Sie lohnen die mühereiche Arbeit nicht mehr und sind eine stete Ursache der Besorgnis, des Kummers und Mergers. Bald wird man von dem prickelnden Buchler und dem guten Fluhwandler nur noch vom Hörensagen wissen.“

So schlimm lauten nun die Berichte aus andern Orten nicht, auch nicht von 1906. Aber auch wo Wein wuchs, ließ er zu wünschen. Einmal liest man: „Er war alkoholfrei und galt 17—20 Rappen per Liter“, ein andermal: „Es ist, als wollte der Himmel gleich das Wasser zum Wein geben, der so sauer ausfallen muß, daß man ihn doch strecken wird.“

Wir fassen nun noch das Bemerkenswerteste zusammen, was sonst aus dem Lauf der Natur in den zwei Jahren berichtet wird.

Zum **O b s t b a u** wird gemeldet: „In der Gegend kommt es vor, daß Obstsorten innert wenigen Jahren degenerieren, die Bäume kein Obst mehr geben und zu Grunde gehen. Birn- und Apfelbäume bekommen an den ein- bis dreijährigen Zweigen eine Art Krebs; die Nester verkrüppeln und verdorren. Kirschbäume werden um Johanni ganz rot, wie wenn Feuer oder Reis über die Blätter ergangen wäre; die Blätter dorren ab und die halbreifen Kirschen fallen. Dagegen haben sich bisher besonders einige Obstsorten widerstandsfähig gezeigt, die seit alters in der Gegend gezogen wurden, wie die Neben- und Teilersbirnen und andere“ (Mettmensetten). — Ueber das **Wetter schießen** sind die Meinungen noch immer geteilt, günstiger am rechten als am linken Seeufer. Grüningen berichtet: „Von hier aus läßt sich das Schießen sehr gut beobachten. Wenn sie am See heizen damit beginnen, zerteilt sich das Gewölk und löst sich in erquickenden Regen auf. Bei tieffahrenden Wolken ist die Wirkung unbestritten.“ — Ein Hinweis auf die oft mühselige **A r b e i t** der Landleute: „Frauen und Kinder froren sich fast die Finger ab, wenn sie den ganzen Tag die nasse und kalte Erde von den Kartoffeln abreiben mußten. Sie nahmen Kohlen in Becken mit aufs Feld oder unterhielten ein Feuer, um sich erwärmen zu können. Die letzten Kartoffeln kamen erst unter Dach, als der Boden bereits gefroren war“ (Stammheim). — Daß die **B i e n e n z u c h t** sich immer mehr ausbreite und besondere Schreinereien für den Kastenbau eingerichtet seien, meldet Büsch, zugleich an den alten Spruch erinnernd:

Imben, Tuben und Schaf, leg di nieder und schlaf,
Aber müd lang: daß der kein Schick drum etgang!

Außergewöhnliche Ereignisse im Gang der Natur werden wiederholt erwähnt, die Sonnenfinsternis vom 29. August, das Erdbeben vom 29. April 1905. Vesikon nennt auch eine Erderschütterung vom 25. Dezember 1905, Stammheim einen Mondregenbogen zum 13. vorher. Am 19. Juni sah man in Maschwanden, ja bis Adetswil und Grüningen hin eine große Wasserhose über dem Zugersee. Am 21. Mai 1906 riß das Hochwasser der Töb den Herrensteg bei Morbas fort; er soll so heißen von den Herren von Teufen, die ihn zuerst erbaut hatten.

Auch diesmal wird der Tierwelt gedacht, der Singvögel, deren Abnahme immer auffallender werde, der Schwalben, die bei der Kälte zahlreich umkamen, der Stare, die in nie gesehener Menge in und nach der Weinlese erschienen, „doch schwerlich durch die Süßigkeit der Trauben angelockt“. „Seit vielen Jahren sah ich wieder einige Krähen beisammen. Sperber, Elster, Weih und Reiher existieren nur noch in Bilderbüchern. Ob die zunehmende Mäusenot damit in Beziehung steht?“ (Bülach.) — „Die Kultur mordet die Natur. Ein Storch fand an der elektrischen Leitung den Tod; die andern, wohl aus Trauer, reisten schon am 27. Juli wieder ab.“ „Die Marder- und Iltisjagd ist wieder los; man sagt, die französischen Dachstühle der Stadthäuser gewähren diesen Tieren Schlupfwinkel, und wenn sie von dort verscheucht werden, verziehen sie sich auf die Landschaft.“ (Wangen.) — Auch Stammheim gedenkt der Störche. Sie zogen Mitte August wieder ab, nachdem sie tags zuvor Beratung über Zeit und Stunde der Abreise gepflogen. Wie schon oft, folgte ihrem frühen Abzug ein früher Winter. — Unter einer sehr lästigen Plage litt im Sommer 1905 das Naszerfeld: von den Stechmücken. Die Leute suchten sich mit allen möglichen Mitteln umsonst zu schützen. „Die kleinen Kinder bei der Taufe waren im Gesichtchen ganz punktiert von Mückenstichen.“

Auf dem Lande achtet man oft genau auf *Anzeichen* der Natur, besonders in Weingegenden; die Tollfirschen, die Gfenträubchen, die Kirschen deuten, je nachdem sie reichlich wachsen oder an der Pflanze ausdauern, auf den Ausfall der Weinernte. Einige Wetterregeln: „E hali Bree (Verenatag), i jächs Wuche Schnee“; oder: „E heitere Bree bringt Is und Schnee“. „Fallt der erst Schnee in D..., so ist der Winter en Gec“ (wird gelinde). „Winterwösche, Chornböjsche“, viel Regen im Winter, viel Korn im Sommer. „Wie de Merz de Wald atrifft, so verlad er e.“ „E'ist fein Aberelle so guot, 's schneit jedem Stäcke en Huot.“ „Wie de Samstig de Sunntig will ha, zeigt de Fritig z' Mittag scho a.“ Das Wetter „zahlt sich“; daher die Redensart: Wenn die Leute zahlten wie das Wetter, so gäbe es weniger Schulden.

Soziales.

Zum erstenmal treten die Chroniken etwas näher auf die soziale Bewegung und Frage ein.

Sie gedenken mehrfach des Streiks in Zürich, der das Aufgebot der Bataillone 64, 65 und 66, sowie der Schwadron 17 zur Folge hatte. Man begreift, daß der Generalmarsch in der strengsten Arbeitszeit der ländlichen Bevölkerung nicht gelegen kam. „Gerade zu der Zeit, da sie endlich die Ernte, welche ein ganzes Jahr zu erwarten ist, einheimen wollte, mußte sie für die öffentliche Ordnung in den Riß treten.“ Es fehlte daher nicht an Aeußerungen des Unwillens über den Streik, aber auch der Billigung, daß die Regierung, nachdem sie eher zu lange gewartet habe, endlich eingeschritten sei. Andererseits verlauteten auch Stimmen, welche zur Vorsicht mahnten. So lesen wir in einem Bericht von der Initiative für ein Streikgesetz: „Sie wurde hier zahlreich unterschrieben, öfters aber ohne

innere Zustimmung. Man ist zwar auch in Arbeiterkreisen der Meinung, die Regierung habe recht gehandelt und gezeigt, daß sie den Willen habe, die öffentliche Ordnung aufrecht zu halten; nun sei es aber genug und man solle nicht durch übertriebenen Eifer und unnötige Zwangsmaßregeln die sozialdemokratische Partei unterstützen und auch die ruhige Arbeiterschaft vor den Kopf stoßen. Manche haben aus Rücksichten unterschrieben und werden nachher gegen die Initiative stimmen.“

Aus einer industriellen Gemeinde wird geklagt, daß die Arbeiter immer mehr sozialistisch werden, die Partei mit ihren Führern sich ins Fahrwasser erbitterten Massenkampfes habe leiten lassen und die Parteiorgane eine so schroffe Schreibweise führen. Dann heißt es: „Solche Zustände sind zu bedauern; denn alle sollten gemeinsam Hand anlegen zur Förderung des Wohles von Staat und Gemeinde.“ Von anderer Seite wird erwähnt, daß ein Versuch sozialistischer Propaganda nicht den gewünschten Anklang gefunden, vielmehr einer Protestversammlung aus den Kreisen der Arbeiter selbst gerufen habe.

Wiederholt ist die Rede von vorzüglichem Geschäftsgang der Industrie und von hohen Auszeichnungen, welche verschiedenen Firmen an ausländischen Ausstellungen zuerkannt wurden. Die Arbeiterschaft solcher Geschäfte wurde dabei nicht vergessen. Mit Befriedigung hört man, wie ihren Leistungen von den Prinzipalen je nach Verhältnissen, oft in hochherziger Weise Anerkennung gezollt wurde, durch Legate, durch Lohnvergünstigungen, durch Ausrüstung der Hilfskassen und sonst. Solches Entgegenkommen muß unter billig denkendem Volke ausgleichend wirken.

Sehr anerkennend wird namentlich einer dauernden Entlastung gedacht, welche die großen Etablissements Rieter in Töb, Gebrüder Sulzer und Lokomotivfabrik Winterthur ihren Arbeitern gewährten, des freien

S a m s t a g = N a c h m i t t a g. „Damit wurde die Arbeitszeit von 60 auf 57 Stunden in der Woche reduziert; entsprechend wurden die Stundenlöhne um 5 Prozent erhöht. Die Firmen überraschten damit nicht bloß die Arbeiterschaft, sondern auch die übrigen Einwohner, und in allen Kreisen gab es anfänglich Leute, welche dieser Neuerung mißtrauisch gegenüberstanden. In der Arbeiterschaft selber machte sich starke Opposition geltend. Allein schon nach wenigen Monaten empfand man den freien Samstagnachmittag als eine große Wohlthat und heute möchten ihn nur wenige missen. Abgesehen von der Verkürzung der Arbeitszeit, die ihnen zu gönnen ist, benutzen die Arbeiter und Angestellten den freien Nachmittag dazu, in Haus oder Garten oder Pünken zu arbeiten, oder im Sommer gibt es Gelegenheit, beim Heuet zu helfen oder sich sonst nützlich zu machen. Mancher Familienvater wird dabei noch einige Franken verdienen. Man darf behaupten, daß der freie Samstagnachmittag einen großen wirtschaftlichen Fortschritt bedeutet, den man als solchen anerkennen sollte.“

Die Chronisten freuen sich sichtlich, wo sie von humanem Geiste im sozialen Verhältnis berichten können. Entsprechend unterlassen sie es nicht, Fälle der Unbilligkeit oder Härte, die ihnen vereinzelt zur Kenntnis kommen, zu rügen. Man wird ihnen dafür nur dankbar sein.

In früheren Berichten konnten wir von vielen Fortschritten berichten, welche der L a n d w i r t s c h a f t aufhelfen und auch dem kleinen Manne zustatten kommen. Diesmal tritt eine andere Betrachtung in den Vordergrund. Wir hören von mehreren Orten, daß es auch in der Bauersame viel hartes Ringen um die Existenz gibt.

Nicht überall! So meldet eine Chronik: „Unsere Bauern verkaufen das Nebland als Bauland zu 70 bis 100 Rp. den Quadratfuß und legen das Geld in 4 Prozent-Obligationen an; die muß man nicht stickeln,

hacken, düngen und dreimal mit Bordeaux-Brühe spritzen; eine Couponshere genügt.“ Wohl aber lauten die Berichte oft wenig tröstlich aus Gegenden, wo keine Gelegenheit zu leichtem Absatz der Produkte oder zu Nebenverdienst durch Industrie vorhanden ist, namentlich aber aus Weingegenden (s. oben). „Unsere Bauern, lesen wir, trinken „Ansteller“ und haben nur, wenn es gut geht, für besondere Anlässe und franke Tage — „Wein gibt Kraft“ — ein Fäßchen realen Wein.“ Manchen fällt es schwer, ihr Heimwesen zu behaupten. Einzelne werden zuletzt Opfer der Güterschlächtereien. Es soll sogar gutsituierte angebliche Förderer der Landwirtschaft geben, die als Zwischenhändler diesem Gewerbe in die Hände arbeiten.

Von solchen Schäden nimmt ein Chronist im Weinland Anlaß, über die gedrückte Lage der dortigen Bauernsamen zu reden. Er schreibt sie zu einem Teil dem Schwindel der siebziger Jahre zu. Land, das damals zu unsinnigen Preisen erstanden wurde, gelte heute kaum die Hälfte, und das Ergebnis sei das, daß die Leute mit aller Arbeit und Sparsamkeit arm geworden. „Das Schlimmste an der Lage unserer Kleinbauern sind die Verschuldung und die drückenden Steuern. Wir haben neun Promille Gemeindesteuer. Am härtesten drückt die ungerechte Verteilung der Steuer zufolge Verheimlichung.“ Der Chronist ruft daher der amtlichen Inventarisierung im Todesfall; doch fügt er bei: „Auch diese ist noch nicht der Stein der Weisen! Wer hilft? Die soziale Frage wird immer noch viel zu sehr unter dem Gesichtspunkt der industriellen Verhältnisse studiert, als ob es nicht auch in der Landwirtschaft eine schreiende soziale Not gäbe.“

Auch vom See wird versichert, daß der Land- und besonders der Weinbau einen ziemlich schweren Stand habe. Er werfe keine eigentliche Rendite mehr ab, und während noch vor fünfzig Jahren einzelne Bauern sich ein Vermögen erwerben konnten, müsse man in diesem

Stande jetzt froh sein, sich bei bescheidener Lebensführung über Wasser halten zu können. Einer der Chronisten rechnet es uns am Beispiel seines kleinen Weingartens unwiderleglich vor. Ertrag und Kosten gegeneinander gehalten, ergab sich ihm von sechshundert Rebstöcken für ein Jahr ein Gewinn von 25 Rappen, für das folgende von 22 Fr. 85, für das dritte ein Rückschlag von 30 Fr. 55. „Wer mit fremden Leuten arbeiten muß, konkurrenzbeschwerte Produkte zieht und hypothekarisch belasteten Boden bebaut, hat, besonders wenn eine Reihe ungünstiger Jahrgänge sich folgen, eine sorgen- und beschwerdereiche Existenz. Doch wollen unsere Bauern von den sozialistischen Ideen nicht viel wissen; auch die Genossenschaften kommen immer noch nicht auf, wie es wünschbar wäre.“

„Kein Wunder, wird hinzugefügt, wenn in weiten Kreisen die Lust am bauerlichen Berufe schwindet und selten junge Leute sich dazu entschließen, die nicht Landbesitz von den Eltern übernehmen. Der Industriearbeiter darf sich manches erlauben, was sich der Bauer versagen muß, und hat seine freie Zeit. Die jungen Leute wählen gern Beschäftigungen, die nicht allzu mühevoll sind oder im Nimbus stehen, nobler zu sein als Bauernarbeit.“

Wird also die Ursache der schwierigen Lage in der Landwirtschaft zunächst auf allgemeine Verhältnisse zurückgeführt, denen gegenüber der einzelne machtlos ist, so übersehen die Chronisten doch nicht, daß in manchen Fällen ein Anteil menschlicher Schuld oder Schwachheit hinzukommt.

Die soziale Frage hat überhaupt weitverzweigte Wurzeln. Sie gehen auch viel tiefer, als mancher denkt, und reichen hinein bis in den Grund der sündhaften Menschennatur. Daran erinnert uns folgendes Familienbild, das ein Chronist in schlichten, aber ergreifenden Worten entwirft. Es lautet: „Da war unser N. so recht ein geplagter Mann. Wenn er das Gras

für seine Ruh, das er von der Eisenbahnböschung geholt, auf dem Handkarren den Berg hinaufzog, dann — so erzählen die Leute — stand seine Frau lachend oben, zu sehen, wie er sich plagte, mit ihr das ältere starke Mädchen, während das jüngere, schwächliche dem Vater ziehen half, so viel es vermochte. Da war er denn auch im Walde gewesen und kam am Abend feuchend und hungrig heim. Die Frau hatte eine elende Suppe gekocht und zu dem älteren Kinde gesagt: wir wollen lachen, wenn dem Vater die Suppe nicht schmeckt! So taten sie, während das jüngere weinte. Da auf einmal läßt der Vater die Hände sinken und bricht in sich zusammen. Nun hörten sie auf zu lachen; die Kleine aber ist kaum zu trösten.“

Heimatschutz.

Die Chronisten kommen wiederholt auf den Heimatschutz zu sprechen, teils in dem heute üblichen, teils aber auch im tieferen Sinn. Das ist ein modernes, bisher in den Chroniken noch wenig berührtes Thema, und die vorgebrachten Ausführungen verdienen alle Beachtung.

„Die Verschönerungswut, so lesen wir, beginnt nachgerade auch auf dem Lande die Werke der Schöpfung zu verderben.“ Dann wird an einem Beispiel gezeigt, wie man es von seiten eines Verkehrsvereins nicht lassen konnte, einem reizenden Aussichtspunkt durch „Kunst“ nachzuhelfen. Wozu hat man ja Verkehrs- und Verschönerungsvereine? Das Schlimme ist das, daß es schwer hält, das Wirken derselben auf das berechtigte Maß einzuschränken, das Geschmacklose fernzuhalten. „Es wäre verlorene Liebesmühe, wenn man gegen den Unfug protestieren wollte. Die maßgebenden Persönlichkeiten würden einen solchen Protest als ein Zeichen eines zurückgebliebenen Sinnes tagieren.“

An anderer Stelle wird kurzweg erklärt: „Der

Heimatschutz kommt zu spät! Er rettet nur wenig. In Museen stapelt man Ruinen auf. Aus ihnen soll sich die Nachwelt ein Bild früherer und unserer Zeit schaffen. Aber besser etwas als gar nichts! In dieser Richtung wirken, wie der Chronist hervorhebt, auch unsere Chroniken mit, manch Wertvolles der Zukunft erhaltend. Er fährt dann fort:

„Schade ist's, daß der Geist unserer Zeit so alles nivelliert! Manche schämen sich zum Beispiel der Mundart, der Sprache unserer Väter. Das Alte stürzt. Es ist um vieles schade! Unseres Volkes Eigenart droht in die Brüche zu gehen.“

Man sieht, das Wort Heimatschutz begreift hier eine Aufgabe in sich, die weit hinausgeht über den Sinn, in dem es gewöhnlich genommen wird. Es gilt nicht nur, alte Werke der Menschenhand oder allenfalls der Schöpfung, es gilt, das Volk im guten Kern seines Wesens selbst zu schützen.

Den ungünstigen Einfluß findet der Chronist in verschiedenen Ursachen. In diesem Zusammenhang weist er dann auf den Zustrom von Ausländern nach der Schweiz hin, die es bei uns behaglich finden, während seltsamerweise aus unserem gesegneten Lande noch immer manche auswandern. „Gratisunterricht, keine Steuern zahlen, Unterstützungen genießen: ubi bene ibi patria! Sie werden noch zur Landplage wie die Chinesen in Kalifornien. Viele hausieren und begegnen den Leuten unverschämt. Es wird spürbar international bei uns, besonders am Sonntag auf den Eisenbahnzügen. Man munkelt mehr und mehr von einer Ausländergefahr, und es ist etwas daran.“

Daß das moderne Leben ernstlich die alte biedere Schweizerart bedrohe, wird an mehreren Zügen eingehend nachgewiesen. Da heißt es:

„Es reißt das fernste, tiefste Tal, das Reisen will nicht enden“, und nachdem erzählt ist, wie in der Sonntagsfrühe das Fähnlein vom Kirchturm das Zei-

chen gegeben, daß dieser oder jener Verein über Land will, wie zu diesem Reisen in Scharen die Ausflüge und Lustpartien unzähliger Einzelner und ganzer Familien mit Kind und Regel kommen, wie das sich maßlos Sonntag um Sonntag wiederholt und viele lieber in der Woche Schmalhans regieren lassen, als einmal des Sonntags zu Hause zu bleiben, wie die Kinder, weil sie mit den Eltern „neime hi chönd“, immer häufiger die Kinderlehre am Sonntag, wo nicht noch die Schule am Montag versäumen, bemerkt unser Gewährsmann: „Daß das Leben durch diese Gepflogenheiten immer unruhiger wird, die Genügsamkeit abnimmt, der haushalterische Sinn schwindet, der Trunksucht Vorschub geleistet wird, der Sonntagsfriede untergeht, liegt auf der Hand.“

„Zur Sommerszeit sieht man eine große Anzahl Mädchen unseres Dorfes des Sonntags völlig weiß gekleidet, und zwar nicht nur solche der gut situierten Kreise. Der Reiz des weißen Kleides wird häufig erhöht durch gelbe Schuhe, auch darf außer einer Schärpe ein buntes seidenes Haarband und ein moderner Hut nicht fehlen. In den oberen Schulklassen tragen weitaus die meisten Mädchen Fingerringe, die wohlhabenden goldene, die ärmeren silberne oder versilberte; es gibt Schulkinder, die sogar deren zwei an ihren Fingern erglänzen lassen. Weniger auffallend ist der Aufwand unter den Knaben; doch haben diese andere Passionen, zu denen vor allem das Trachten nach möglichst frühem Besitz einer Uhr und gar eines Velo gehört.

In der Schule kann man bei sehr vielen Kindern eine ganz auffallende Zerstreuung beobachten. Besonders bedenklich ist die Wahrnehmung, daß einzelne Schüler am Montagmorgen weniger frisch sind als sonst, da sie offenbar unter den Nachwehen des Sonntags zu leiden haben.

Die veränderten Zeitverhältnisse und Ansprüche spiegeln sich sogar wieder im „Znü nibrot“ unserer

Schüler. Manchen genügt ein tüchtiges Stück Brot und etwa ein Apfel dazu nicht mehr, sondern sie verspeisen in den Schulpausen auch Eier und Würste, namentlich aber Orangen und Schokolade. Zu den neuesten Errungenschaften gehört, daß man in einem begangenen Laden Knaben sich an Glaces gütlich tun sieht."

Es ist eine allgemeine Erscheinung, daß bei uns die *V o l k s l i e d e r* verschwinden. Ein Chronist sagt diesfalls: „Es wird fast nur noch in den Vereinen gesungen; in den Häusern und auf den Plätzen erklingt am Feierabend höchst selten ein Lied. Nur die Italiener erfüllen etwa des Nachts die Gassen mit ihrem lauten, lärmenden Gesang, und die Heilsarmee durchzieht das Dorf mit ihrem frommen Geleier. Männiglich empfindet es mit gewisser Wehmut, daß der sinnige, traute Volksgefang am Sterben ist, und es wird dann und wann eine künstliche Belebung desselben versucht; aber was nicht aus dem Herzen des Volkes herauswächst, stirbt unfehlbar ab, und kein Doktor kann helfen."

Verwandt ist folgende Beobachtung, die ein eigenartiges Streiflicht auf das Familienleben wirft: „In einer Schulkasse mit dreizehn- und vierzehnjährigen Kindern forschte ich, als über das *G e b e t* zu sprechen war, darnach, was für Gebete die Kinder von ihren Müttern gelernt hätten. Alle wußten das Unservater, aber auch meist kein anderes Gebet. Daraus erhellt, daß selbst die Mütter die schönen, einfachen Gebete, die früher unter unserem Volke kursierten, nicht mehr kennen und sich auch keine Mühe geben, solche in ihrer Erinnerung aufzufrischen, um sie ihre Kinder zu lehren."

Mehrfach notieren die Chronisten *M u n d a r t l i c h e s*. Sie tun es in der richtigen Empfindung, daß es auch hier eine Art Heimatschutz gilt. Wir reihen daher diesem Abschnitte an, was sie aus der Volkssprache verzeichnen.

Aus Rafz: Kein „Gschwag“, d. h. keinen Bescheid, kein Gehör geben. „Scharpf“. „Bieri Chind, drißgi

Pfund, zwölfti Hüser, nünni Beer". „E rotzes (z. B. Chriesi), e grieses, e gälses, e blais (blai = blau)". „Innele", Lilie. „Tolgge, z'oberst am Tolggen obe", am Wipfel des Baumes. „Müsch", Steinmade in den Aeben, zusammengeworfene, meist gestrüppbewachsene Steine. Die junge Frau hat immer „hei g'gerret", heim begehrt zu den Eltern. Der Kranke hatte so einen „Girre" nach Äpfeln. „Lieber sterbe i der Werdi als i der Uwerdi". — Richterswil: „Er häd es Ise zwenig". „Er häd Bagge wie n'e Mülisch". Neuerdings kommt die Redensart auf: „Vergiß du jäb", d. h. da bist du im Irrtum, das begehrtst du umsonst. — Schöfflisdorf: „Heuschrecken" sagt man, wenn im Frühling der Heustock schwindet. „Flittrische, Flittersche", im Unterschied zu Märzenglöcklein, stellen mit allen sechs gleich langen Blütenblättern ein wirkliches Glöcklein vor, während die gewöhnliche Sorte drei lange und drei kurze hat; daher das Kind darauf aufmerksam machen kann: „das sind kei Merzeglöggli, das sind Flittrische". „Ämari", Küchenkasten. „Äindschen", Eichenrinde schälen, „d'Äindsch", die geschälte Rinde. „Viehtreiber", Zuname aus der alten Zeit, da die Stadtmægger das in der Gegend aufgekaufte Vieh zusammen- und nach Zürich treiben ließen, zwei Schilling das Stück.

Es wäre zu wünschen, daß von noch mehreren Chronisten auf die Mundart aufmerksam würde. Sie beobachten oft recht gut. Einer bemerkt zum Wort Straßenwärter: „Früher sagte man Wegknecht, jetzt redet man in allen Dingen nobler". Ein anderer erläutert zur Ortsbezeichnung „Änä": „Das ä recht dumpf gesprochen, wie es kein Thurgauer, sondern nur ein Zürcher zustande bringt."

Eine Spezialität aus diesem Gebiete sind die Zunen, wie sie jetzt noch auf den Dörfern vielfach üblich sind. Mettmensstetten und Richterswil haben dieselben zum erstenmal für ihre Gemeinden vollständig

zusammengestellt. Vom zweitgenannten Orte sind es nicht weniger als acht Seiten mit 304 Namen. Der Chronist verdankt die merkwürdige Liste einem speziellen Kenner dieser Namen und Verhältnisse.

Aus den Gemeinden.

Die Chroniken kommen aus sehr ungleichen Gemeinden, aus solchen von fünftausend und mehr Einwohnern und aus andern von etlichen hundertern. Entsprechend ist der Inhalt der Berichte nicht nur mehr oder weniger reichhaltig, sondern auch von anderer Art und Farbe.

Aus großen industriellen Orten erhalten wir meist Bilder einer reichen äußeren Entwicklung. Es heißt hier: „Soviel Tage, soviel Neues.“ Mit der Einwohnerzahl hat sich der Verkehr gewaltig vermehrt. Die Poststatistik, die der Chronist von Rütli beigibt, nennt für 1875 (das Jahr der Eröffnung der Eisenbahn nach Wald) 80,000, für 1906 nicht weniger als 429,000 Briefe, 32,000 resp. 238,000 Zeitungen, 11,000 resp. 86,000 Pakete, und der Betrag der Nachnahmen ist von 19,000 auf 209,000 Franken gestiegen. Der Haushalt der Gemeinden hat sich in ungeahntem Maße erweitert. Verlikon berichtet, es sei nun der dritte Schulpalast eingeweiht und die Straßenbahn nach Schwamendingen fortgesetzt worden. Zwar seien die Steuern auf 11, 7 und 13 Promille gestiegen; aber Arbeit und Verdienst mehre sich stetig: die weltbekannte Maschinenfabrik werde sich fortan nur noch der elektrischen Branche widmen, während die Werkzeugfabrik als eignes großes Geschäft neu begründet und die Akkumulatorenfabrik vergrößert werde.

Dieser Aufschwung macht sich dann geltend auf allen Gebieten des Lebens. Für alles ist Geld vorhanden. Große Opfer werden von Privaten und Ge-

meinden gebracht, früher nicht gekannte Aufgaben an Hand genommen. Gilt es Feste zu feiern, so setzt man seinen Stolz darein, sie glänzend durchzuführen; man lese die Beschreibung des kantonalen Schützenfestes in Müti. Städtische Sitten und Bräuche kommen in Aufnahme, so wenn dieselbe Gemeinde beschließt, die Kirche bei Beerdigungen und Hochzeiten auch am Werktag heizen zu lassen, so wenn in Wezikon zu gemeinsamer Neujaarsgratulation in der Zeitung übergegangen wird: „Ein Beitrag der Unterzeichneten von je 5 Franken kommt dem Krankenhaus zu gut“. Auch das geistige Leben wird gepflegt: Die Lesesäle werden in einem Jahr von 6333 Personen besucht, Vorträge über die verschiedensten Themata finden statt usw. Man spürt es den Chronisten selber an, daß sie mit gehobenem, optimistischem Sinne von all dem Fortschritt berichten, namentlich auch wenn sie schildern, was für gemeinnützige Werke und Zwecke getan wird. Wie früher gedenken sie auch nicht selten und mit Wärme edler heimgegangener Menschen: Frauen und Jungfrauen, die als leuchtende Vorbilder nur für andere lebten, und deren Tod ein Schlag für die ganze Gemeinde war, Männer, die durch tüchtiges und edles Wirken allgemeiner Achtung genossen, oder die als Arbeitgeber, selbst äußerst schlicht und einfach, den pflichttreuen Arbeiter hoch schätzten und von den Arbeitern wahrhaft verehrt und geliebt waren.

Anderß der Chronist in der kleinen Gemeinde. Ihm drängt sich der Stoff nicht auf, er muß ihn suchen. Aber das nicht in der Richtung, wie sie durch den Satz angedeutet wird: „Je kleiner der Ort, je größer das Ereignis“. Vielmehr sieht er sich veranlaßt, einem speziellen Gebiet, z. B. dem Gang der Natur, besondere Aufmerksamkeit zu widmen, oder seine Beobachtungen mehr dem inneren Leben zuzuwenden, z. B. den sozialen Verhältnissen, der Denkart des Volkes u. dgl. Wiederholt haben beginnende Chronisten zu

einer Art Ortsbeschreibung ausgeholt. Kurz, auch in kleinen Verhältnissen findet man immer Stoff; es kommt nur auf den Chronisten an. Dafür war uns ein schlagender Beweis, daß gerade in einer kleineren Gemeinde schon vor einem halben Jahrhundert der Gedanke an Ortschroniken aufgetaucht ist, wie nun Benken meldet. Wir lesen:

„Im Jahr 1856 hielt Pfarrer Karl Heinrich Walder dahier einen Vortrag über ältere Geschichte unseres Ortes. Am Schlusse desselben bemerkte er: Wiederholt hat sich mir bei meiner Arbeit die Wünschbarkeit einer Gemeindechronik aufgedrängt, worin von Jahr zu Jahr das Bemerkenswerte aufgezeichnet würde, ein Werk, das mit keinen besonderen Schwierigkeiten verbunden sein kann. Solche Aufzeichnungen müßten, abgesehen davon, daß sie einem späteren Beschreiber der Denkwürdigkeiten eines Ortes das reichste Material liefern würden, auch zugleich eine sehr angenehme und nützliche Beschäftigung sein.“

Ob dann in Benken damals schon der Anfang einer solchen Chronik entstand, wissen wir nicht; aber es ist der gleiche Gedanke, der nun seit 1901 im Kanton Zürich verwirklicht ist und seither auch in Baselland (wo die Erziehungsdirektion sich mit großem Erfolg angenommen) und in dreizehn Toggenburgischen Gemeinden (vgl. Neujahrsblatt St. Gallen 1906 S. 37) aufgegriffen wurde.

Wir lassen nun eine Auswahl von Aufzeichnungen aus allen Gemeinden, gleichviel ob kleinen oder großen, folgen.

Bisweilen äußern sich die Chronisten über neue Gesetze und Abstimmungen. So bemerkt ein älterer Handwerksmann zum Lehrlingsgesetz: „Jetzt hat die Stellung des Lehrlings eine erfreuliche soziale Verbesserung erfahren. Früher hatte der Lehrling ein saures Leben — „der letzte in der Schüssel drin, der erste wieder draus“ — und lernte erst nichts Nützliches. Es ist sehr zu wünschen, daß die jungen Leute beiderlei

Geschlechts die mühelos gewonnene Begünstigung zu würdigen verstehen lernen und zu ihrem Vorteil gebrauchen, nicht aber sich dadurch zu ungemessenen Begierlichkeiten verleiten lassen.“ Zum Kapitel der Steuern wird einmal geklagt, die Erhöhung der Armensteuer habe wohlhabende Bürger, besonders in Zürich und Winterthur, veranlaßt, das heimatliche Bürgerrecht aufzugeben: „Die armen Bürger bleiben uns treu“. Dabei ist aber der Chronist doch auch auf auswärtige Bürger stolz: „Die höchsten Beamten in Bezirk, Kanton und Bund waren im Jahr 1906 Baretzwiler“. Von öffentlichen Werken werden die Entwässerungs- und Dammarbeiten bei Flaach erwähnt, die durch mehrere Jahre erwünschten Verdienst brachten: „Für solche Arbeiten brauchen wir hier glücklicherweise noch keine Italiener“. Von der Töb heißt es, die Korrektio n habe sich bewährt; ähnlich von der Neuf, wo das Wasser bei Hochstand bereits um 30—40 cm weniger anstieg.

Viel wird über das kirchliche Leben berichtet. Wir wählen einiges aus und erinnern im übrigen daran, daß kürzlich der Kirchenrat sich eingehend vernehmen ließ, so daß wir auf den sehr lezenswerten Bericht verweisen können.

Einmal liest man in einer Chronik: „Im Jahr 1906 unternahmen die verschiedenen Gemeinschaften vom Januar bis März E v a n g e l i s a t i o n s v e r s a m m l u n g e n, so daß monatelang sozusagen jeden Abend irgendwo eine Versammlung war und es nicht an solchen fehlte, die sich Abend für Abend einfanden. Es wurde des Guten fast zu viel.“ Dabei geschah aber dem kirchlichen Leben selber kein Abbruch; es gibt wenige Gemeinden mit so großem Ertrag des Kirchenalmosens. Anderswo wird hervorgehoben, wie lebhaft das p r o t e s t a n t i s c h e B e w u ß t s e i n sich äußere, wenn es sich um Beisteuern für Glaubensgenossen handle. Der Landeskirche wird — dies nicht etwa von einem geist-

lichen Chronisten — große Toleranz nachgerühmt. „Anstatt um den Rock zu rechten, läßt sie lieber auch den Mantel; die römisch-katholische Schwester macht davon fleißig Gebrauch und scheint nicht gesonnen, der reformierten den Vorteil in Anspruchslosigkeit streitig zu machen.“ Von einer Seite wird bedauert, daß nicht nur die altgewohnten Bettagsbüchlein außer Uebung kommen, sondern auch der Tag selbst an Ernst verliere, seitdem man anfangs, bei schönem Wetter auszufliegen. Sehr ansprechend schildert ein Chronist die Bauernhochzeiten seiner Gemeinde, mit dem Kirchgang, den Schützen und Gabenträgern, wobei noch immer, wie auch bei Beerdigungen, die schöne Sitte besteht, Armen und Kranken eine tüchtige Portion Suppe und Fleisch ins Haus zu schicken. Die Dürftigen erhalten solche Spenden zehn- bis fünfzehnmal im Jahr, wozu die noch häufigen „Meßgeten“ kommen, bei denen der Armen ebenfalls gedacht wird. Mit Recht wird vom See gerügt, wie überschwenglich und unwahr manchmal die Todesanzeigen lauten: Die „tiefbetrübbten“ Hinterlassenen „sind doch sehr oft im Leid nicht im Leid“. Von vielen Berichten über kirchliche Bauten erwähnen wir den über Bau und Weihe der prächtigen neuen Kirche von Richterswil, mit hübschen Illustrationen.

An außergewöhnlichen Anlässen und Festen hat es auch diesmal nicht gefehlt. Im Oberland brachte der Truppenzusammenzug großes Leben. „Das Volk zeigte helle Freude an dem militärischen Schauspiel und an der guten Disziplin der Soldaten, denen man im Wetteifer zu essen und zu trinken gab. Am Sonntag gab es Spiele mit Preisen der Offiziere für die Mannschaft. Wie furchtbar wäre der Krieg, aber wie nötig sind die Rüstungen!“ An manchen Orten fanden Schillerfeiern statt, so für alle Gemeinden des Bezirkes Dielsdorf auf der Lägernhochwacht. Zur Bundesfeier heißt es einmal: „sie wurde

durch Regen vereinfacht“, ein andermal: „sie verliert bei uns an Ansehen; die Eidgenossenschaft verdankt ihre Gründung nicht einem Dokument, sondern begleitenden Taten“. Vom See wird dagegen die Würde des Abends hervorgehoben, als das allgemeine Glockengeläute bei schöner Uferbeleuchtung begann und der Mond sein mildes Licht im Wasser flimmern ließ.

Mehrfach wird Antiquarisches u. dgl. aus den Gemeinden erwähnt: Der Unterkiefer eines Nasenhorns, römische Münzen, Urkunden des 15. Jahrhunderts, Kirchenguhr von 1535, Deckeninschrift von 1605, Delbild eines Blarer von Wartensee, sehr schönes, dreifarbig geschriebenes Predigtmanuskript von etwa 1680, Pfau-Ofen, wahrseheinliche Mauerreste der einstigen St. Niklauskirche in Niederflaach. „Zum Inventar des Pfarrhauses gehören zwei alte Hellebarden mit dem langen, vierkantigen, spießähnlichen Fortsatz.“

Zur Volkskunde.

Zum Eingang müssen wir leider den Hinschied eines unserer trefflichsten Berichterstatter über dieses Gebiet beklagen, des Herrn Gemeindevrat Fr. Balthensperger in Brüttenu. Ein Mann in seinen besten Jahren, starb er infolge eines Unglücksfalles am 29. Januar 1906. Er hatte ein seltenes Interesse und Verständnis für Volkskunde und große Freude an den Gemeindechroniken bewiesen. Wir erwarteten noch vieles von ihm. Bisher war es nicht möglich, einen Fortsetzer der Brüttener Chronik zu finden. Es ist schade, sehr schade!

Um so mehr wollen wir dem Sorge tragen, was uns — immerhin in ausgiebiger Fülle — aus den andern Gemeinden zugekommen ist. Wir verzeichnen es wie früher nach den Landesgegenden:

1. Aus dem nördlichen Kantonsteil.
Benken schildert die Sitten an den Hochzeiten mit

den schönen Spenden an die Armen (s. oben) und ergänzt eine bisherige Lücke unserer Chroniken durch den Bericht über den ansehnlichen Besitz der Gemeinde an Land (Waldungen; die sogenannten „Niedgärten“, vorzügliches Gemüseland; Torfland; eine weithin geschätzte Sandgrube). Wie anderswo geht auch hier die Sage von der Herkunft der Kinder: sie kommen aus dem sogenannten „toten Brünneli“. — Rasz legt das Original eines alten Briefes voller religiöser Anrufungen vor; man soll ihn auf der rechten Seite bei sich tragen, so wird man geschützt vor Uebel und gewinnt die Gunst der Menschen. Zu unfolgsamen Kindern sagte man früher etwa: „Mai, wenn de Schimmelirüter chunt!“ Der „Schwefternbrunnen“, eine Quelle, die unter einer Tanne hervorströmt, soll einst als heilkräftig gegolten haben. Noch sind die uralten Schultaschen nicht abgegangen aus grauem Zwilch, auf den ein Hirsch oder ein Pflug (das Raszer Wappen) schwarz aufgemalt ist. Erinnerung an die alten Pestzeiten: eine Familie bekam das Recht, je das zweite Grab gegen Bezahlung zu graben, weil in der Pest, als niemand begraben wollte, ein Vorfahr sich dazu erbot. Die „Bauelegaß“, ein rauher Bergweg über Juragestein (woher der ironische Name), führt von Berwangen im Badischen nach der Stuzmühle auf Schaffhauser Boden. Sie ist der alte Pilgerweg nach Einsiedeln. Daran steht die Kapelle der hl. Apollonia mit drei aufgemalten Totenschädeln und dem Spruch dazu: „Vorbeigeher und Schauer, wer ist Fürst, Edelmann oder Bauer?“ Weitverbreitet, wie es scheint im ganzen alemannischen Stammesgebiet, ist die Sage von der großen Schlacht auf dem Raszerfeld, ausgeschmückt in apokalyptischen Farben und auf das Ende der Tage bezogen, in Württemberg dagegen angeblich als Ereignis aus grauer Vergangenheit aufgefaßt. In Rasz geht die scherzhafte Rede: „Wenn man zur Kirche geht, muß man ein

Messer in den Sack nehmen“; der Chronist erinnert daran, daß man vor altem einen Kirchenmantel und ein „Kirchenfäbéli“ trug, und meint, es sei wohl an die Ausstattung des Mannes mit Seitengewehr zu denken. Von einem alten Zimmerspruch erhalten wir wenigstens ein Fragment. — Stammheim erwähnt zu 1905, daß an einer Gant Spinnrad und Rätſche keinen Käufer fanden, und doch gehörten sie noch vor einem Menschenalter zum unentbehrlichen Bestand der Hausgeräte.

2. Aus dem Unterland. Bülach bringt ausgiebige und interessante Nachrichten über das Auswandern und das Handwerk meist in früherer Zeit, dabei auch über jetzt vergessene Bräuche und Sprüche. Wir würden gern mehr mitteilen. Als Beispiel erwähnen wir aus den Zimmersprüchen von 1895 zwei Stellen. Der Gefellenspruch knüpft an König Salomo und die Zimmerleute an, die Zedern auf dem Libanon fällen, wobei es heißt:

Das Traktament, nicht zu vergessen,
Sei ihnen reichlich zugemessen
An Gersten, Weizen, Del und Wein
Und Geld zum Zahltag obendrein.
Drum hat man auch nie was vernommen,
Daß Streifen dabei vorgekommen.

Der Meisterspruch, mehr ernst, religiös gehalten, dankt den Mitwirkenden und schließt:

Nun kam als Meister an die Reih'
Ich selber. Doch ich will dabei
Nicht selbst mich rühmen, sondern fein
Mir wünschen: treff' das Sprüchwort ein,
Daß hier das Werk den Meister lobt!
Seht also zu, ob sich's erprobt!

Der Chronist teilt auch ein altes und ein neues Nabenlied mit. Das letztere ist erst kürzlich entstanden, weil auch in Bülach ganz spontan eine „Nabenprozeßion“ der Kinder aufkam, und lautet zu Anfang und Ende:

Galli hocket uff'em Stei,
Bur, tuo dini Räbe hei, Räbe hei usw.
Chömed, Chinde, andrigs na,
Vorwärts, treted alli a, alli a usw.
Jedes bring sis Liechtli mit,
Jekt marschiered Schritt für Schritt,
Schritt für Schritt usw.

Schöfflisdorf: Wer an der W e i h n a c h t mitternachts sein Vieh tränkt, hat durch das ganze Jahr Segen im Stall. Wer am Morgen vor Weihnacht sein Vieh zuerst am gemeinsamen Brunnen tränkt, hat mehr Segen als die Nachbarn. Will die Kuh die M i l c h nicht „heruntergeben“, so wird es helfen, wenn man ihr zwei Strohhalme kreuzweise auf das Kreuz legt. Verkauft man die Milch über die Gasse, so taucht man den Finger in Wasser und läßt drei Tropfen in die Milch fallen, d. h. man „tauft“ diese; dann hat der Böse keine Gewalt über sie. In einer Nachbargemeinde geistete es und fuhr durch ein Haus wie der Blitz. Es hörte auf, als der Besitzer um Mitternacht ein K a s e n h e r z an einem Kreuzweg vergrub. Karfreitagseier faulen nicht, wenn man sie mit der Spitze in Spreuer stellt. Sie bewahren vor Blitzschlag. „Es zeigte mir jemand solche Eier mit Jahrzahlen; ich mußte eines, das zehn Jahre alt war, öffnen. Sein Inhalt war eingetrocknet und hart wie Stein.“

3. A u s d e m i n n e r n K a n t o n. Töb erzählt von dem jetzt abgegangenen F a s t n a c h t f e u e r. Die Knaben sammelten das Holz nicht vor dem Samstag und Sonntag, führten es auf den „Fürbuck“, eine Anhöhe über der Töb, und bewachten es durch die Nacht wie ein Heiligtum. Noch erscheint der S a m i c h l a u s. Die Kläuse stellen langbärtige Männer in Kutten vor und führen einen Karren mit, darauf eine Zaine mit Früchten und an einem Gestell zwei Papierlaternen. Am 2. Januar findet das „B ä c h t e l e n“ statt: Knaben spielen in größeren Lokalen und verzehren mitgebrachte

Speisen. Von einem hölzernen Hause von 1659 wird ein Hauspruch mitgeteilt. Wir erhalten den Wortlaut mehrerer alter Kinderlieder: „I stahne underm Dächli und wurde doch nid naß“; „Gueten Abig, Breneli, gässe han i Böhneli“; „Anneli Zusannei, se chum, mer wänd i d'Ern“ usw. Ein größeres lautet:

Storch, Storch, obenabe
Will di Lehre Silber schabe!
Wenn de Rogge ryffet
Und de Müller pffffet
Und de Beck fei Brot me hät,
Chunt de Better Ueli,
Git mer zwei Paar Schüeli
Und git mer 's Steckli i mi Hand
Und füert mi hi is Oberland:
Im Oberland git's an guet Lüt,
Die ässed 's Fleisch und gänd eus nüt
Und tanzed, bis de Bode stübt.

Aus neuester Zeit wird bemerkt, daß die Kirchweih von jetzt an wesentlich an Bedeutung einbüßen werde; man habe die Hauptübung der Feuerwehr auf den (jetzt arbeitsfreien) Samstagnachmittag vorher verlegt. Beerdigungen geschehen meist still, mit Abdankung. Auch in solchen Fällen geben aber, wenn es ledige Personen sind, die Altersgenossen das Grabgeleite. Am folgenden Sonntag kommt möglichst das ganze „Leid“ zur Verkündung in die Kirche. — Wangen erwähnt noch die einstigen Murgauer Heuer, die jetzt ausbleiben, und gibt ein Beispiel für die Dauer menschlicher Erinnerung. Eine Familie wisse noch von einer Aeltermutter ihres Stammes aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wie sie sehr schön, aber ebenso böse gewesen sei. — In Mönchaltorf geht wie noch vielerorts die Rede, wenn im Jahr zuerst ein Mann oder eine Frau sterbe, so zeige das an, welchem Geschlecht die meisten Todesfälle angehören werden.

4. Oberland und See. Aus Hinwil erhalten wir bemerkenswerte Anhaltspunkte zur Erklärung des

Namens Bachtel, auch Genaueres über das H e l -
g r i e s l i (mit h im Anfang geschrieben), das als klei-
nes Tierchen mit wunderfeinem Pelz gedacht ist, mit
dessen Fang man einfältige Leute in der Winterkälte
zum Besten hält. — Detwil: „Wenn eine L e i c h e nicht
gstabet (starr wird), muß bald jemand aus der Ver-
wandtschaft sterben.“ Seit 1890 hat beim A b e n d -
m a h l die Verneigung beim Sprechen des Namens
Jesu aufgehört. Seither t a u f t man auch die Kinder
nach der Reihe der Anmeldung, nicht mehr zuerst die
Knäblein und hernach die Mädchen. Auf die S t ö r
gehen außer Schneiderinnen noch zwei Schneider und
drei Schuster; auch Zimmermann und Maurer arbeiten
gern am kleinen Taglohn. Der Chronist zählt die zahl-
reichen alemannischen S i e d e l u n g e n der Gegend
auf. — Nisterswil zeigt, wie bei den Mottausen manch-
mal noch k a t h o l i s c h e A n s c h a u u n g e n nachwir-
ken. Ziemlich verbreitet sei auch noch der Aberglaube,
daß die Gegenwart von T a u b e n Krankheit und Ge-
brechen heile. — Kilchberg schildert die S p i e l e und
Vergnügen der Kinder, „Spicken“, Seilspringen, jetzt auch
Fußball, Kreisel („Surri“), Schlitten, Schlittschuhlaufen,
das Fastnachtfeuer, die Räbenlichter. Wenn es bei
H o c h z e i t e n schneit, sehe man es gern: „es schneit
denn d'Liit zäme“. — Erlenbach erzählt aus früherer
Zeit von S ä c k l e i n mit Kräuterresten, an den Dach-
balken befestigt, vom Stab aus S c h w a r z d o r n, ge-
schält und mit einem ins Mark geschlagenen Nagel,
Dinge, die man heileibe nicht vom Ort verändern durfte.

5. A u s d e m A m t. Maschwanden schildert das
alte F e u e r l ö s c h w e s e n, da die Feuerläufer noch
Feuereimer von Holz oder Leder brachten, geschmückt
mit Wappen und Namen der Gemeinden. Diese Geräte
ließ man auf der Brandstätte einfach liegen; die be-
troffene Gemeinde hatte sie zurückzustellen. — Mettmen-
stetten weiß, daß man beim ersten Ruf des R u f u c k
Geld in der Tasche haben soll, berichtet über das

Herferswiler Gold und gibt einige harmlose Dorfneckerien zum Besten, die ersten in unsern Chroniken. Es werden zwei Lokalnamen erläutert (Galgenfeld, Tannbühl). Die Sage erzählt, im Oberdorf habe einst eine Dese gestanden. Der Deler habe den Bauern das Del nicht richtig gemessen und sei darum ewig gestraft; er müsse zur Geisterstunde aus dem Grabe steigen, um die ächzende Spindel zu drehen, und wenn ein menschliches Auge ihn erblicke, verwandle er sich in einen schwarzen Pudel, der heulend durchs Dorf zum Kirchhof laufe und erst wieder verstumme, wenn er auf dem Grab angelangt sei. — Von Obfelden sind hübsche Bilder zweier volkstümlicher Gruppen (Spräggen, Rätchen) eingegangen, Aufnahmen einer dortigen Photographien zur letzten Chronik. Ein rares Bild aus der Nachbarschaft ist das des abgebrannten Waldmannhauseß zu Blikenstorf vom 15. Jahrhundert.

* * *

Es wäre noch manches aus den Chroniken der Mitteilung wert. Das Gegebene muß genügen. Es zeigt, daß die Sache gut ist und gedeiht. Wir schließen mit dem besten Dank an die Herren Chronisten und an Herrn Dr. H. Weber, Oberbibliothekar der Kantonsbibliothek, in dessen Obhut die Chroniken verwahrt werden.



Zentralbibliothek Zürich



ZM03839223

